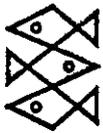


Paracelsus

Vom eigenen Vermögen der Natur
Frühe Schriften zur Heilmittellehre

Eingeleitet und übertragen von Gunhild Pörksen
Mit einem Nachwort von Heinz Schott

Lesezeichen von Caput Mortuum
für die Ayin Quadma'ah Bewegung



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Heinz Schott (Nachwort) ist Professor der Geschichte für Medizin an der Universität Bonn.

Zum Inhalt Paracelsus (1493-1541) gehört zu den wirkungsvollsten Gestalten der Medizin: als Merkstein zwischen Mittelalter und Neuzeit, als Grenzgänger zwischen Magie und Wissenschaft, als Begründer der Chemie (»Iatrochemie«), aus dem Geiste der Alchemie, als Naturarzt und Feind der gelehrigen »Spekulierärzte«.

Die gewaltige bildreiche Ansprache des Paracelsus bewegt den Leser. »Aus der Natur kommt die Krankheit, aus der Natur kommt die Arznei und aus dem Arzt nit.. « In diesem Band wird eine Auswahl von frühen Schriften der Heilmittellehre in der neuen Übertragung von Gunhild Pörksen einem breiten Publikum zugänglich gemacht.

Die Herausgeberin Gunhild Pörksen, geb. 1943, Studium der Germanistik, Referendarzeit. Sie lebt in Freiburg/Br. als Hausfrau. Zusammen mit ihrem Mann, Professor Uwe Pörksen, Übersetzung mittelehochdeutscher Gedichte. Publizistisch tätig.

Vom Honig

(Fragment)

Das erste Kapitel vom Honig

Wenn wir das Wesen und die Eigenschaft des Honigs beschreiben, sollen wir zunächst verstehen, daß die *erste materia* die Süße der Erde ist, die sich um die natürlichen Gewächse legt und von ihnen angezogen wird kraft der diesen Gewächsen eigenen Magneten. Dabei sollt ihr auch festhalten, daß in einer jeden *prima materia* alles versammelt ist, was zu den verschiedenen Gewächsen gehört: so, als ob vielerlei Farben zusammen gegossen würden und nur eine wäre zu sehen, aber vorhanden sind alle; oder wie ein Same, der Holz ist, der Blatt ist, der Ast ist, nicht gegenwärtig, sondern mit der Zeit; wenn er auswächst, tritt alles in Erscheinung. So müßt ihr auch wissen, daß in der *prima materia* der Naturdinge ein *compositum* (Zusammengesetztes) ist, aus dem dann von den jeweiligen Gewächsen das, was einem jeglichen zugehört, herausgezogen wird. So wird auch von jedem Gewächs alles das angezogen, was ihm - entsprechend seiner Art - nottut.

Nun ist eine zweifache Tätigkeit am Werke, die eine nämlich, daß der Mond mit seinen himmlischen Kräften diese *materia* in der Erde kocht und bereitet, und diese Zubereitung währt vom beginnenden Absterben der Pflanzen bis zu ihrem Wiederkeimen: so lange *digert* (verdauen, »köcheln«) der Mond an *dieser materia*. Und sobald er seine *praeparation* vollendet hat, naht der Lenz, und mit ihm entspringen die Gewächse und blühen und entwickeln sich zu ihrer Vollkommenheit; und aus der ihm eigenen angeborenen Natur treibt der Mond diese *materia* aus dem Erdreich in die Gewächse, wie ein Regen, der auf die Erde fällt und alle Gewächse begießt - ebenso ist der Mond, der aus der Erde *prima materia* nach oben hinaustreibt wie das Gewölk den Regen hinunter. Auf diese Weise erstarken die Gewächse in ihrer Natur und Eigenschaft.

Nun folgt ein weiteres: denn wenn auch der Mond seine *decoction* (Kochung) vollbracht hat, ist es noch nicht so, wie es sein soll, son-

dern die Sonne vollbringt die andere Tätigkeit, die sie des Morgens anfängt, sobald sie aufgeht. Und was der Mond herausgetrieben hat, das zieht die Sonne an sich und hinauf, wie ein Magnet das Eisen, und stärkt den Stengel oder Stamm mit eben der *materia*, die vom Mond bereitet ist, so daß also Stengel oder Stamm in der verordneten Zeit zu der Vollendung kommen, auf die hin sie geschaffen sind. Also: täglich zieht die Sonne diesen *liquor* (Saft, Flüssigkeit) an, und täglich übt auch der Mond seine Tätigkeit aus. Dabei sollt ihr wissen, daß auch der Regen an dieser Stelle von Nutzen ist; er bewirkt, daß die *materia* des Mondes gemildert und subtiler präpariert wird, die andernfalls wegen Dürre im Mond erstickte. Je nachdem, wie sich dort die Mischung von *liquor* und Regen dünn- oder dickflüssig vereinigt, oder nach der Art des jeweiligen Bodens, ob er hart oder subtil sei, oder welcher Natur der Mond in seiner Wirkung ist - je nachdem wird in dem Jahr der Honig dick oder dünn.

Auch das sollt ihr verstehen, daß der Honig in seinem Wesen und seiner *ersten materia* nach *resina terrae* (Harz der Erde) ist, aber diese *resina* ist nicht in allen Blumen oder Gewächsen gleich, sondern ist teilweise Gummi, teilweise Harz, teilweise Schwefel, teilweise in anderer Gestalt. Auch das ist *resina terrae*, was in Blüten und Zweigspitzen wächst, was in Honigs Form und Gestalt empfangen wird, aber noch nicht in seiner *ultima materia* ist durch Sonne und Mond; denn die zwei Planeten können nichts bis zum Ende vervollkommen, sondern nur im Zusammenhang mit der Tätigkeit des ganzen Himmels, die ihr folgendermaßen verstehen sollt: wenn also das Gewächs sich aufrichtet in seinem Stengel, und der *liquor* in ihm ist durch den Mond bereitet, und der irdische Regen hat die Oberfläche der Erde begossen, und der *liquor* ist von der Sonne durch den ganzen Stengel gezogen und ausgeteilt worden, dann folgt die dritte Tätigkeit, das ist die *aestivalische influenz* (d. i. der Einfluß des Sommers), die unabhängig von Sonne und Mond ist. Die begreift dergestalt, daß man sie verstehen kann, als ob ein verschlossenes Glas, in dem etwas drin wäre, in einer warmen Stube stünde, und das, was im Glas ist, bereitete sich auf sein Ziel zu. So steht die Blume oder das Gewächs auf der Erde in der himmlischen Stube, und in ihm hebt nun die dritte Bereitung an -

also die erste durch den Mond, die zweite durch die Sonne und die dritte durch das *astrum aestivale* (Gestirn des Sommers) - so wie im Roßmist der Homunculus oder *frumentorum sanguis* (Getreide-Harz) etc. digeriert wird.

Und durch die besagte *influenz*, die täglich wirkt, entsteht alle Tage mehr und mehr Honig und wird immerfort von den Bienen hinweggetragen. Also: was täglich entsteht, das tragen sie täglich weg, und die Natur wirkt immer wieder ebensoviel an diese Stelle.

Also begreift, daß der Honig zunächst nichts ist als irdischer *spiritus*, wenn aber die *aestivalische influenz* dazukommt, so macht sie einen *Spiritus corporalis*, das heißt der *spiritus* wird leiblich; der *spi-ritus*, der unter dem Einfluß von Sonne und Mond ein irdischer Geist gewesen ist, wird leiblich und heißt dann, wenn er dermaßen leiblich geworden ist *materia materiata* (materie-gewordene Materie) oder *spiritus corporalis* (leiblicher Geist) - diesen nämlich mögen die Bienen und tragen ihn an ihren Ort.

Nun ist das noch die erste *materia materiata*, denn Honig und Wachs sind beieinander. Wenn aber diese beiden geschieden werden, wie man auch Eisen und Stahl voneinander scheidet, dann ist das ein aus der *materia materiata* herausgeschiedenes Leibliches. Also versteht: so wie die Alchimisten den *spiritus vini* (Weingeist) im *circulatorium* oder *pelicanum* (alchimistische Retorten), so läßt das Sommergestirn die Säfte in den natürlichen Gewächsen kreisen. Auf diese Weise fließt der Honig aus der Erde in die *materia materiata*, also bis in dasjenige, was den Bienen anbefohlen ist. Was nämlich *materia materiata* ist, das ist *subjectum* desjenigen Wesens, das diese *materia* weiter zu bereiten unternimmt, ist also ein Ding, das noch nicht vollendet ist, sondern durch ein andres in den Zustand der Vollendung gebracht werden muß. So ist es allgemein bei den *natürlichen dingen*: jede Art ist mehreren ändern zur Vervollkommnung untergeben, angefangen vom Gestirn bis zum lebendigen empfindenden Tier, von dem bis zum vernünftigen Wesen, von diesem bis zur Tätigkeit des Todes, der alle Dinge verzehrt und wieder aus einem jeden macht, was es zuvor war: Nichts war es zuvor, nichts ist es danach. So beschließen sich alle Dinge in nichts, denn nichts waren sie auch zuvor.

Das zweite Kapitel vom Honig

Da ich angefangen habe, vom Honig zu schreiben, so sollt ihr wissen, daß die Natur in ihrer Wirkungsweise dermaßen beschaffen ist, daß sie immer das Größte zu Boden setzt und das Reinere und Subtilere in die Höhe treibt. Daraus ergibt sich hier, daß dreierlei Arten von Honig in einem Gewächs sind: unterer, mittlerer und oberer. Den obersten suchen die Bienen, der liegt in den Blumen, in der Blüte und in den *locusten* (Sprößlinge), dort suchen ihn die Bienen. In der Mitte und ganz unten suchen sie nichts, es sei denn, daß sie nicht genug vom oberen Honig finden; auf der Suche nach Honig graben sie dann tiefer in Richtung Boden, auf die Wurzel zu. Das ergibt dann eine gröbere Art von Honig und Wachs. Ihr Hunger ist die Bereitung des Honigs und zwar dergestalt: sie essen ihn, er ist ihre Speise, ist *manna*, ist *tereniabin*, ist *lorcha*, ist *tronossa* (verschiedene Arten von süßem Tau, Honigtau, Himmelstau). Das ist ihre Speise, die sie aus den Blumen essen, und die sie in den Blüten und Sprößchen finden, so wie man den Dotter in der Eierschale findet.

Nachdem sie das für ihren Hunger brauchen, so folgt weiter, daß sie *emunctoria* (Ausscheidungsorgane/Öffnungen) haben, durch die sie ihre *egestiones* (Ausscheidungen) auswerfen. Diese sind zweifacher Art, nämlich einerseits ist es Wachs und andererseits Honig. Das ist gewöhnlich so bei den Tieren, daß sie die Exkremente und Urine aus dem Leib auswerfen. Weil die Bienen Überfluß an *manna* und *tereniabin* haben, so erzeugen sie Honig und Wachs; das dauen sie aus Blüten und Sprossen heraus und tragen es - so heraus-gedäut - in ihre Herberge. So geschieht also die *oberepraeparation* durch das natürliche Gestirn - *manna*, *lorcha*, *tronossa* - aus denen werden dann Honig und Wachs. Aber nicht, indem das so in Blüten und Sprossen wächst, sondern durch den Magen der Bienen: der Magen ist der *archeus* (Lebensgeist, tätiger Künstler der Natur), von der Natur selbst prädestiniert, diese Dinge in Honig und Wachs zu *transmutieren* (verwandeln); und *praedestination* muß das hervorbringen, was in der Wirkmöglichkeit der Natur liegt, und könnte ohne den *archeus* nicht entstehen. Anders sind die Exkremente des Menschen, anders die des Viehs, anders die der Bienen.

Doch wie sie sind, so sind sie zum Nutzen eines anderen geschaffen, wie z. B. das Exkrement des Viehs für die Matten und Wiesen, ebenso das Exkrement der Bienen für Kerzen und Arzneien. Denn *manna* ist ihre vornehmste Speise - *manna* ist das Mark der *locusten*; *tereniabin* ist ihre andere Speise - *tereniabin* ist das abgesonderte Fett des *manna* - wie das Schmalz bei einer Suppe; *lorcha* ist die vollkommene Süße der *locusten* bis auf die leere Substanz; *tronossa* ist der ganze Tau, aus der Luft geboren, der sich besonders niederschlägt, der von den Bienen außen an den Sprösslingen gesucht wird; er ist wie ein Regen, der an einem Ort niederfällt und am ändern nicht.

Zwischen all diesen Dingen gibt es Unterschiede, die in *derphysica* (Naturkunde) vornehmlich zu betrachten sind. Denn es ist ein Unterschied, ob etwas aus dem einen oder dem anderen Ding kommt, und ein jedes haftet an der Natur dessen, von dem es am meisten hat. So geben die Lindenblüten ein anderes Wesen als die Blüten der Buchen, ein andres als die Blüten der Eichen. Das alles sind grobe bäuerische Speisen für die Bienen. Es gibt zweierlei Bienen, edle und unedle, und auch bürgerliche; diejenigen, die in der Wildnis ihr Leben fristen, die sind von grober bäurischer Art und geben einen harten, starken, groben Honig und kerniges, wehrhaftes Wachs. Denn die Bauern sind die ersten und bleiben auch die letzten.

Dann gibt es die adligen Bienen, die sich an den Staubgefäßen ernähren, d. h. von Rosen, Lilien und ändern schönen Zierblumen; diese geben den edelsten Honig, gut für süßen Met und für subtile Pflaster. Es gibt auch Heiraten zwischen den bäurischen und den adligen Bienen, also eine Mittelart zwischen den Edlen und den Bauern, die klauben auch ihren Honig auf; jede Art gemäß ihrer Geburt. Auf diese Weise kommt Grobes und Reines zusammen: das gibt einen temperierten Honig und ein temperiertes Wachs. Es gibt eigentlich also dreierlei Bienenarten: Bauern, Bürger und Edle. Diese Unterscheidung soll von den Ärzten festgehalten werden, denn entsprechend sind auch die Arzneien unterschieden, die aus den dreierlei Honigarten gemacht werden. Und ihr verschiedener Stand wird nur danach erkannt, wohin sie fliegen, um ihre Nahrung zu suchen, und wo sie von den anderen Bienen in den Gärten oder

Wildnissen als heimisch oder wild angesehen werden; sie ernähren sich von den Feldblumen und in den Gärten, in den zahmen Wäldern, aber auch in der Wildnis und sogar in der Wüste. Es gibt viele Arten von Bauern und auch viele Arten von Edlen, mitsamt ihrer jeweiligen Wohnung.

Mir kommt es für richtig vor, daß ich euch, zum besseren Begreifen dieses meines Gedankenganges, etwas erkläre, was die Schrift über den allerheiligsten Mann Johannes Baptista enthält, wie sie von ihm berichtet, daß er *locustas* und *melsilvestre* («Heuschrecken und wilden Honig») gegessen habe. Das verhält sich so: die *locusten*, die er gegessen hat, sind in der Wüste gewachsen, wo keine Menschen gewohnt haben, d. h. er hat in der Wüste gewohnt. Daraus folgt, daß er auch nicht die übliche weltliche Speise gegessen hat, sondern er hat nur die Sprößlinge von den Bäumen gegessen und sie durch den bäurischen Honig gezogen, der von den wilden bäurischen Bienen gesammelt worden ist. So hat er sich mit bäurischem Honig wie ein Bauer ernährt. Und das wird von einigen, die als hochgebildet angesehen werden, so ausgelegt, daß *Heuschrecken* seine Speise gewesen sein sollen. Diese Leute sind unfähig, die eigne Torheit zu verschweigen! In wohlgedrechseltem Latein stellen sie ihre eigene Torheit und Fantasterei dar - wie Hieronymus, Erasmus und viele der neuen Propheten, die im Lateinischen berühmt sind; sie sind unter den Blinden einäugig und nicht zweiäugig, können etwas und doch nicht genug.

Das dritte Kapitel vom Honig

Nun vernehmt weiter vom Amt und Gebaren der Bienen. Es ist offenbar, wie dieselben ihre Wohnung machen, worin sie ihre Arbeit tun - nehmt euch ein Beispiel daran. Wie Gott der Allmächtige es den Menschen durch den menschlichen Sinn und Verstand eingegeben hat, selber Häuser und Wohnungen zu bauen und zu errichten, so hat er es auch den unvernünftigen Tieren eingegeben, sodaß sie gemäß ihrer Natur sich selbst ihre Wohnung machen können und das auch machen. Wir können das bei jeder Tiergattung sehen, daß eine jede auf ihre besondere Art, entsprechend ihrer Natur und Eigenschaft und ihren Bedürfnissen, die eigene Behausung selber macht. Die Menschen haben nichts für den inneren Menschen, aber der äußere hat seine Behausung. Und so haben die Füchse ihre Löcher, die Vögel ihre Nester, so haben die Bienen ihre Gemäuer und Wände, in denen sie wohnen; diese Mauern heißen Honigwaben. In diesem Gemäuer richten sie Vorratskammern ein, in denen sie ihre *praeparationes* vollbringen. Und gleicherweise wie der Mensch von Gott zu allen Künsten begabt ist - und es gibt unzählige Künste auf Erden - so ist auch das Tier begabt von der Natur aus Gott, sodaß die Tiere unter dem Einfluß der Natur auch viele solcher Künste verstehen. Und die Bienen sind so wunderbar in ihren Werken, daß ihr kunstreiches Wesen nicht zu ergründen ist, auch in keiner Weise auszumachen; wenn man Hände und Füße bei ihnen sähe, könnte man wohl verstehen, wie es zugeht, nachdem die fehlen, ist es dem Menschen nicht möglich, das zu begreifen, es sei denn, es ginge mit Sinn und Verstand zu.

Also wißt nun von den Bienen: aus ihrer Natur heraus wissen sie, ihre Speise zu finden. Weiter gibt ihnen die Natur ein, daß sie diese gedäut in ihre Wohnung tragen, die sie übrigens am liebsten dunkel mögen; und je heimlicher in der Stille, um so lieber ist es ihnen, sie wollen überhaupt nicht gestört sein in ihrer Arbeit. Sodann gibt ihnen die Natur dort ein, entsprechend dem Zirkelmaß und der Zahl der Bienen, die sie haben, daß jeder Biene eine ebenso große Behausung wie der ändern gegeben wird. Diese Austeilung der Kreisform und der Zahl kommt aus der angeborenen göttlichen Gabe, die den Bienen von Gott gegeben ist, so daß nicht ein Haus zu viel

oder zu wenig gefunden wird, und keine Behausung, die nur einen Punkt größer oder kleiner wäre als die andere, sondern wunderbar - über alle menschliche Kunst hinaus - ist es von ihnen selber verteilt. Und nicht, daß etwa eine Biene auch der ändern das Haus baute, sondern alle zusammen fangen sie an, eine neben der ändern und auf der ändern und je nachdem, wieviel an *manna* einer Biene zuteil wird, kann sie viel oder wenig aufbauen.

Zuerst bauen sie das Haus aus weißem Wachs, denn das nicht ausgereifte *manna*, das erste *manna* ist noch nicht gelb, sondern empfängt die Farbe erst mit der letzten Bautätigkeit der Bienen; denn je höher im Sommer, desto besser wird das *manna*, und je strahlender der Sommer, um so schöner und edler die Honigwabe. Nun ist aber die Kunst ihres Bauens nicht vom Zusehn zu lernen, denn niemand sieht die Hände, mit denen sie bauen; deshalb wäre es vergeblich, viel davon zu schreiben, die *philosophia* gestattet das nicht.

Dagegen ist aber bekannt, wie sie es eintragen, und wie es am Ende aussieht. Einige Bienen haben ganz ausgebaut, einige halb etc., sind gestorben, einige haben eingetragen, andere nicht. Denn sie sind auch dem Tod unterworfen mit der Zeit, so daß sie ebenso wie andere Geschöpfe, vorzeitig oder zur rechten Zeit, des Todes sterben. Und das gilt, obwohl sie die gesündeste Speise essen, und keine Krankheit bei ihnen entsteht, es sei denn durch ihren eigenen Zank und Hader, durch Übersättigung, durch großen Hunger, oder Alters halber. Allerdings schadet ihnen auch der Reif auf den Blumen und Sprossen, die kalten Winde, und auch ihre Schutzlosigkeit. Außerdem auch die falschen Bienen, die sich unter sie mischen und kommen, wie die Ratten in den Weizen und wie das Unkraut in den Garten, die ihnen ihre Arbeit zerstören, und alles fressen und sie auch umbringen. Das ist gleich wie unter den Menschen - die Starken gegen die Schwachen, die Gelehrten gegen die Ungelehrten, die Geistlichen gegen die Weltlichen und Neid und Haß! - so ist es auch bei ihnen.

Es erweist sich durch die *Erfahrenheit*, daß es kein Tier gibt, das in allem dem Menschen so sehr gliche wie ein so vernünftiges Tier wie die Biene, die, was die natürliche Weisheit angeht, in der Vernunft gleich nach der menschlichen kommt. Das ist nicht abzuleugnen,

sondern durch die Erfahrung vielfach zu beweisen, denn sie sind nicht ohne Obrigkeit, vielmehr mit einer *Ordnung* untereinander begabt kraft natürlichen Einflusses. Denn derjenige, der ihnen vermachet hat, daß sie *mechanici* sind bei der Errichtung ihrer Häuser, und der ihnen die Kunst gegeben hat, Künstler (Alchemist) zu sein und zu heißen, der hat ihnen auch die obrigkeitliche *Ordnung* gegeben, wenn sie Mechaniker und Künstler sind. Und das mit der *Ordnung* ist geschehen, auf daß die Honigwabe dem göttlichen Willen gemäß in die Hand des Menschen komme, auf daß die *magnalia dei* (Wunderwerke Gottes) Gott preisen und loben durch seine Kreaturen, die er doch mehr als wunderbar vollkommen geschaffen hat.

Und ebenso wenig wie der Mensch die *heimlichkeiten* der Bienen erfahren kann, d. h. die Mysterien ihrer *heimlichkeit*, ebenso wenig können sie die des Menschen ergründen. Und so wenig, wie er ihnen das Ihrige nachmachen kann, ebensowenig können sie ihn nachahmen.

Christus hat ein Wort gesagt, das sich auf Herodes bezieht: nun sagt er also, gehet hin und sagt diesem Fuchs etc. Daß er Herodes einen Fuchs geheißen hat, aus welchen Gründen das geschehen ist, das versteht so: nämlich, so listig ist noch kein Mensch gewesen, daß er ganz ohne Sorge und sicher vor dem Fuchs gewesen wäre. Der ist seit je mit seiner List dem Menschen zu listig gewesen. Wo ein Hirte Hühner, Gänse und Enten gehütet hat, hat der immer Schaden vom Fuchs einstecken müssen. So ist auch des Herodes Herz gewesen, da hat niemand etwas verhindern können. Entsprechend verhält es sich auch mit der *heimlichkeit* der Bienen.

Das vierte Kapitel vom Honig

Nachdem ihr bereits vom Honig gehört habt, wie er von den Bienen gemacht wird, sollt ihr fürderhin verstehen, daß da zweierlei *cor-pora* beieinander sind, nämlich Honig und Wachs, die durch die Natur und durch die Bienen ausgeteilt werden als Honig und Wachs, die beieinander stehen wie Stahl und Eisen. An dieser Stelle fängt nun die menschliche Arbeit an, nämlich dasjenige, was die Bienen gemacht haben, voneinander zu scheiden und dasjenige, was dem Menschen innerlich vonnutzen ist, von dem getrennt zu halten, was dem Menschen äußerlich zugute kommt. Aber wenn auch vieles dem Menschen in die Hand kommt, was schon so ist, wie es sein soll, so ist allein die Scheidung zweier Wesen voneinander - wie angezeigt wurde - das, wo der Mensch einsetzen soll. Auf diese Weise soll er an allen Dingen arbeiten, die aus der Natur in des Menschen Hand kommen: das geht die Arzneikunst an. Also, wo die Natur aufhört, da fängt der Arzt an, wie hier bewiesen wird; der Honig wird vom Wachs geschieden und das Wachs vom Honig und zwar durch die Kunst des Feuers (Alchimie).

Darum, wenn man weiter davon redet, so geht das die Arzneikunst an. Deshalb sind auch diese Kapitel so angelegt, erstens, daß der Arzt den Ursprung vom Honig und Wachs verstehe; danach, wie beide innerlich und äußerlich zu gebrauchen seien, wie es die drei nachfolgenden Bücher erklären mit Hilfe von *descriptiones*, die im *lumen apotheciarum* (Licht der Arzneikunst) folgen und jede Rezeptur, *simplex oder compositum* (einfache oder zusammengesetzte Stoffe) setzen und erkennen lehren. Das zweite Buch lehrt, die diesen Rezepten innewohnenden Tugenden und Kräfte zu verstehen -wozu jedes tauglich und nützlich sei. Und zuletzt im dritten Buch, das danach folgt, wird gesprochen vom Usus und von der Praxis, wie nämlich letztendlich die Arznei und die Krankheit als *ultima materia* zusammengefügt, und die Krankheit geheilt werden kann. Denn alle diese Dinge werden nur deshalb beschrieben, damit sie die *ultima materia* erreichen und darin erkannt wird, wie groß ihre Tugenden sind. Denn nach der Erkenntnis der Weisheit Christi ist auf Erden nichts Trefflicheres als die *arznei* entstanden. Denn so wie sie Gott geschaffen hat als 4 natürliche Säulen, näm-

lich als *philosophia, astronomia, physica* und *alchimia* - in diesen Vier ist die Arzneikunst ganz beschlossen. Niemand soll sich darüber verwundern, daß diese Vier nur ein Gleiches machen und sich nicht voneinander scheiden lassen. Denn so hat es Gott geschaffen, das beweist sich in seinen göttlichen Werken.

Viele Ärzte gibt es, die von der Arzneikunst nichts wissen und doch Ärzte sind und genannt werden, die nicht wissen, wohin die Arzneikunst gehört - der Menschen Grobheit und Laster sind daran schuld. Sie bekümmern sich auch nicht wegen ihrer Seele, nicht, ob sie ihre Seelen-Ruhe finden werden nach diesem Leben. Nur Geld in die Küche und den Eigennutz gefördert - dem Teufel einen Arzt in den Rachen geworfen! Damit sie nur reich sind und reich werden, sparen sie weder mit Lügen noch Betrug. Wenn sie aber bedächten, wie groß vor Gott Wahrheit und Frömmigkeit sind, und wie das Licht der Natur vor Gott so hoch erscheint, würden sie sich eines ändern besinnen. Aber diese Besinnung kommt nicht; warum? Vom Teufel sind sie; dessen Willen tun sie. Christus hat durch ein vortreffliches Zeichen allen Ärzten ein Exempel gegeben, indem er nämlich dem Blinden mit Speichel die Augen aufgetan hat und sie mit Erde gesalbt und ihm gewiesen hat, mit welchem Wasser er das wieder abwaschen solle - worauf der Blindgeborene das Augenlicht empfangen hat. Was bedeutet das anderes, als daß die arzneiliche Gewalt in Christo liegt, daß seine Gewalt die *arznei* zu Kräften bringt, wunderbar, über menschlichen Verstand! Daraus folgt, daß es recht ist, dieser Gewalt nachzutrachten, und durch ihn (Christus) die Kräfte der Arznei zur Vollendung zu bringen. Und wenn auch die gottlosen Ärzte wännen, die *arznei* sei wirkkünftig, ohne daß man nach der Gnade Gottes suche, so bedenken diese Toren nicht, daß Gott nicht um ihretwillen das tut, sondern damit man ihn lobe und preise, um seine Barmherzigkeit zu zeigen. Seht euch doch jetzt in der Gegenwart um, was die Ärzte Gutes erweisen? So gut wie nichts oder jedenfalls wenig. Wo gibt es auf Erden eine Kunst, bei der weniger Lob und Ehre, aber mehr Betrug gefunden wird als in der Arzneikunst? Das ist so, weil der Mensch nicht seinen Nächsten liebt wie sich selbst. Nun leset weiterhin von der *ultima materia*, wie die Kranken gesund werden sollen kraft der Din-

ge, die Gott aus der Erde geschaffen hat, die ihr so ansehen sollt, als wäre es die Erde selber, und daß dazu nichts weiter fehlt als allein die Hilfe Gottes, die da kommt durch Christus unseren Herrn.

Nachwort

Paracelsus gehört zu den wirkungsvollsten Gestalten der Medizingeschichte und wird in der Ahnengalerie der Medizinhistoriker immer an hervorragender Stelle gezeigt: als Markstein zwischen Mittelalter und Neuzeit, als Grenzgänger zwischen Magie und Wissenschaft, als Begründer der Chemie (»Iatrochemie«) aus dem Geiste der Alchemie, als Natur-Arzt und Feind der gelehrigen »Spekulierärzte«. Die Einzigartigkeit des Paracelsus ist in verschiedener Perspektive beschrieben worden: negativ in der des Okkultismus, der Magie und auch der Scharlatanerie; positiv in der Perspektive des medizinischen Fortschritts auf der Schwelle zur Neuzeit. Auf seine bahnbrechenden Leistungen wurde schon oft verwiesen: die erste zutreffende Beschreibung der Syphilis, das Wissen um die harntreibende Wirkung des Quecksilbers, die Feststellung eines Zusammenhangs zwischen Kropfbildung, Mineralien und Trinkwasser, antiseptische Prinzipien in der Wundbehandlung.¹ Im Bereich der Standeskunde und der ärztlichen Ethik wurden ihm vielfach Sympathien entgegengebracht: dem ersten Medizin-Professor, der in der deutschen Landessprache lehrte (in Basel 1528), dem Einheitsstifter von »Leib« und »Wundarznei« (Innere und Chirurgie Medizin), dem Kämpfer für die »Redlichkeit« und »Wahrheit« der ärztlichen Kunst, dem Warner vor den »Wolfsärzten«, denen die Liebe (»Tugend«) zum Kranken fehle.

Die gewaltige bildreiche Ansprache des Paracelsus im Stile einer Predigt bewegt den Leser. Sein Kampf gegen die Autoritäten der Tradition, sein Eintreten für die eigene Erfahrung und Beobachtung, seine Brandmarkung der Schädlichkeit einer falschen Medizin lädt zur Identifikation mit dem Autor ein. Eine solche Identifikation verführt leicht dazu, die Fremdheit der Welt- und Menschensicht zu vergessen, die uns bei Paracelsus und seiner Zeit entgegentritt. Die heroisierenden Paracelsus-Darstellungen verstellen zumeist den Blick für die Abgründe und Höhenflüge seiner Laufbahn, die ihn durch die Welt des erlebten Märchens führte, in der Elementargeister und Nachtgeister (die »Spektren« Verstorbener) ebenso vorkommen, wie Dämonen, Engel und Teufel. Es bereitet Schwierigkeiten, die *Gleichzeitigkeit* der verschiedenen Dimensio-

nen seiner Naturbetrachtung zu begreifen, die eigentümliche »Synchronizität« (C. G. Jung) von Phänomenen aus verschiedenen Erfahrungsbereichen. So greifen bei Paracelsus Dämonologie, Psychologie, Humoralpathologie (trotz ihrer programmatischen Verwerfung!), religiöser Glaube, magische Rituale ineinander. Er ist Kind einer Epoche, die unter dem Titel »Renaissance« der medizinischen Geschichtsschreibung weithin unfaßbar geblieben ist - trotz Leonardo da Vinci (1452-1519) und Vesal (1514-1564) als Leitfiguren der aufblühenden Anatomie.

Ich möchte im folgenden *die für die Medizin* wichtigsten Grundsätze des Paracelsus skizzieren, die von den hier abgedruckten Texten eindringlich illustriert werden. Dabei knüpfe ich an die »vier Säulen der Arznei« an, wie sie bereits im Vorwort skizziert wurden.²

»Licht der Natur«: Der Erkenntnisprozeß

Die Erkenntnisse der Medizin sollen aus der Natur selber entspringen. »Aus der Natur kommt die Krankheit, aus der Natur kommt die Arznei und aus dem Arzt nit. « Die Naturtätigkeit selber ist für Paracelsus »Philosophie«, diese ist »nit aus dem Menschen, sondern aus Himmel und Erde, Luft und Wasser. « Der Naturkundige hat diese Philosophie der Natur nachzuvollziehen und zu vollenden, nur insofern ist der ein »philosophus«. Hier begegnen wir einer zentralen Denkfigur des Paracelsus, die in verschiedener Abwandlung immer wiederkehrt: der Arzt kann nur zum Arzt werden, wenn er im *Ein-klang mit der Natur* handelt: wenn seine (äußere) Tätigkeit mit der (inneren) Naturtätigkeit übereinstimmt. Im Lichte der Natur werden alle Geheimnisse offenbar, nicht im Lichte der scholastischen Medizin, wie sie »Spekulierärzte« und »Humoristen« (d. h. die Anhänger der antiken Säftelehre) vorbringen. »Nichts ist im Leib, das dir nit auswendig genügend aufgezeigt werde. « Die Forschungsrichtung ist damit vorgegeben: vom »äußeren Menschen« ist auf den »inneren« zu schließen. Die Signaturenlehre und die Physiognomik sind diagnostische Methoden, um der verborgenen Natur auf die Spur zu kommen. Denn die Natur »zeichnet« den Menschen. »Es wird bei

euch keine Wahrheit gefunden, wenn ihr nit der Figur folgt, welche die Natur gezeichnet hat.« Seine Forderung, »daß aus dem äußeren Arzt der innere geboren werde«, zeigt die Richtung dieses Erkenntnisprozesses an. »Die äußere Philosophie erwächst aus keiner Spekulation, sondern sie erwächst aus dem äußeren Menschen und zeigt und lehrt, was der innere sei. « Sein Wahlspruch gegen die Humoralpathologen lautet: »nichts ist im Leib, daß dir nit auswendig genügend gezeigt werde.«³

Im Lichte der Natur handelt derjenige Arzt, der *Außen und Innen des Menschen ineinander verkehren*, »wenden« kann. Wenn er den »äußeren Menschen« erkannt und erfahren hat, soll er »den äußeren in den inneren wenden und den inneren im äußeren erkennen.«

»Impressio«: Die Einwirkung des Himmels

Das Innen und Außen wird nun von Paracelsus verdoppelt in ein Oben und Unten: neben der inneren und äußeren Natur gibt es auch eine »obere« und »untere Sphäre«. Der »philosophus« wächst also »in zween Wegen«: »einer ist im Himmel, der andere in der Erde, das ist aus jedweder Sphäre einer, und ist eine jegliche Sphäre ein halber Anfang, beide ein ganzer Anfang.« So ist der »astronomus« nur der komplementäre »philosophus«. Beide Bereiche verschränken sich: »denn der Saturn ist nicht allein im Himmel, sondern auch im Untersten des Meeres und im Hohlsten der Erde.« Die »astra im Leibe« des Menschen soll der Arzt erkennen, die Anatomie der Sterne im Menschen wissen. Die Gestirne wirken im Menschen durch ihre »impressiones« (d. h. Eindrücke) dermaßen, »wie ein Vater, der sein Kind nach seiner Art und seinem Willen zieht.«⁴ Zwei Voraussetzungen müssen erfüllt sein, daß der Himmel im Menschen wirken kann: es muß ein »Fenster« geben, durch das das Gestirn in den menschlichen Körper eingehen kann, und »es muß etwas im Leibe sein, das die Gestirne annimmt, wenn sie in den Leib wirken.« Aus der Anatomie des Himmels die des menschlichen Körpers erschließen: so lautet das Forschungsprogramm. Der Mensch hat die anziehende Kraft des Himmels in sich. »Ist dieses

Anziehen vom Himmel aus gesund, ist es gut, wo nicht, ist es Gift. « »Sein sind die arcana«. »Denn da liegen alle operationes und alle Tugenden der Arznei in der Führung des Himmels, je nach dem er sie concordiert und conjugiert« und die Arznei »in dem [Kranken] so, in dem so vollbringt.«

Der Makrokosmos ist der Same, der limbus parentum, aus dem der Mensch entspringt. An ersterem hat der »philosophus« anzusetzen, um zu letzterem vorzustoßen. Entsprechend hat auch seine Heilkunst die »oberen Gestirne« zu beachten: diese sollen die Arznei führen. Die arcana sind »Tugenden und Kräfte..., sind volatila oder Flüchtige und haben keine corpora, und sind chaos und sind darum, das ist Helle, und sind durchsichtig und sind in der Gewalt des Gestirns.«

»Vulcanus«: Der Alchemist als Vollender der Natur

»Alchimia ist eine Kunst, vulcanus ist der Künstler in ihr«, lesen wir im »Labyrinthus medicorum errantium«. ⁵ Dieser soll die Natur vollenden. Er hat die Dinge von ihren Schlacken zu befreien. »So ists auch mit der Arznei; die ist geschaffen von Gott, aber nichts bis zum Ende bereitet, sondern in Schlacken verborgen. Jetztz ists dem vulcano befohlen, die Schlacke von der Arznei zu tun«. In seinem »Exempel vom Brot« verdeutlicht Paracelsus den *Prozeß* der Alchemie. Die (makrokosmische) Natur macht die »prima materia« bis zur Ernte, die alchimia »schneidets, mahlt, bäckts, bis zum Maul« (me-dia materia). Dann setzt die »alchimia microcosmi« ein, die das Brot zunächst im Munde hat (prima materia zweiter Ordnung), dann im Magen (media materia), bis es schließlich zu Blut und Fleisch wird (ultima materia). Entsprechend diesem Vollendungsprozeß ist der Apotheker der *Vermittler* zwischen äußerer und innerer Natur. Er entnimmt die Heilpflanze der äußeren Natur (»Apotheke Gottes«), bearbeitet sie, reinigt sie von Schlacken und stellt sie somit für den Kranken (dessen »archeus«) bereit.

Aber auch der Arzt ist Vermittler zwischen Außen und Innen

beim Heilungsprozeß: er entnimmt der äußeren Natur die Erkenntnis der Krankheit und die Anweisung zu ihrer Behandlung. Entscheidend jedoch ist hier die Metapher vom »inneren« oder »inwändigen Arzt«, die in der neuzeitlichen Diskussion über die »Heilkraft der Natur« (*vis medicatrix naturae*) bis auf den heutigen Tag immer wieder auftaucht.⁶ »Daher wisset, daß ein Arzt vor allem wissen soll, wo die Natur hinaus will. Denn sie ist der erste Arzt, der Mensch ist der zweite. Wo nun die Natur anfängt, da soll der Arzt helfen, daß sie an diesem Orte hinausgehe. Die Natur ist ein besserer Arzt als der Mensch«. Der »auswändige Arzt« hat sich dem »inwändigen« unterzuordnen, auf seine Befehle zu warten. »Der Mensch ist zum Umfallen geboren. Nun hat er zween im Licht der Natur, die ihn aufheben: der inwändige Arzt mit der inwändigen Arznei, die werden mit ihm in der Empfängnis geboren und gegeben... Aber der Arzt, der auswändig ist, fängt erst an, wenn der angeborene erliegt, abgezappelt, ermüdet ist, dann le-
fiehlt er sein Amt dem äußeren.«⁷

So wird die ärztliche Behandlung analog gefaßt wie die Scheidkunst des Alchemisten und die Arzneiherstellung des Apothekers: sie ist eingebettet in einen übergreifenden *Naturprozeß*, in welchem sie nur in einer bestimmten Phase sinnvoll eingesetzt werden kann: als Helfer und Vollender der inneren Natur.

»Tugend«, »Arcana«: Quelle der Heilkraft

Der »Wille Gottes ist das arcanum, das in den natürlichen Dingen ist«, lesen wir in dem hier abgedruckten Text »Vom Sankt Johannis-kraut«. »So viele Gebrechen dem Menschen zugeteilt sind, so viele arcana gibt es dagegen... den Willen Gottes, den Gott in die Natur gelegt hat, den soll der Arzt herausnehmen und ihn dahin tun, wo es nottut - dann ist das arcanum offenbart.«

Diese Heilkraft eines natürlichen Dings wird auch seine »Tugend« genannt. So sind die angestrebten Produkte des alchemistischen Scheidungs- und Reinigungsprozesses die »Tugenden und

Kräfte« der natürlichen Dinge, die als Mächte gegen die jeweilige Krankheit ins Feld geführt werden.

Der Begriff der Tugend bezieht sich bei Paracelsus nicht nur auf die Arznei (das Heilmittel), sondern auch auf die Person des Arztes. Er umfaßt »Redlichkeit«, »Wahrheit«, »Liebe«, »guten Glauben«, »Treue«, »Kunst«, »Erfahrenheit«. »Denn die Arkanen sind durch die Klugen aufgegangen.« Die Idee von der »Droge Arzt«, die im Kontext der modernen (psychosomatischen) Medizin populär geworden ist, liegt hier greifbar vor Augen. Der Arzt soll »rein« und »keusch« sein, heißt es im »Buch Paragranum«. Hier wird direkt jene Heilkraft angesprochen, wie sie den gereinigten natürlichen Dingen zukommt. Wie das arcanum das Ergebnis des alchemistischen Reifeprozesses darstellt, so ist der tugendreiche Arzt Ergebnis eines Wachstums- und Bildungsprozesses: »die Art des Leibes soll mit der Art des natürlichen Lichts aufwachsen.«⁸ Nur dann kann er - wie ein arcanum - heilen. Gerade in der Ethnomedizin, aber auch in der einheimischen »Paramedizin« spielt der Zusammenhang zwischen dem »keuschen« Lebenswandel des Heilers und dessen Heilkraft eine wichtige Rolle.⁹

Paracelsus kontra Humoralpathologie: zwei Paradigmen der Medizin

Paracelsus richtete seine schärfste Kritik gegen die Anhänger der aus der Antike stammenden Humoralpathologie («Humoristen»). Zur Verdeutlichung der Unterschiede möchte ich die beiden Ansätze miteinander schematisch vergleichen.

Humoralpathologie¹⁰ (Galen)

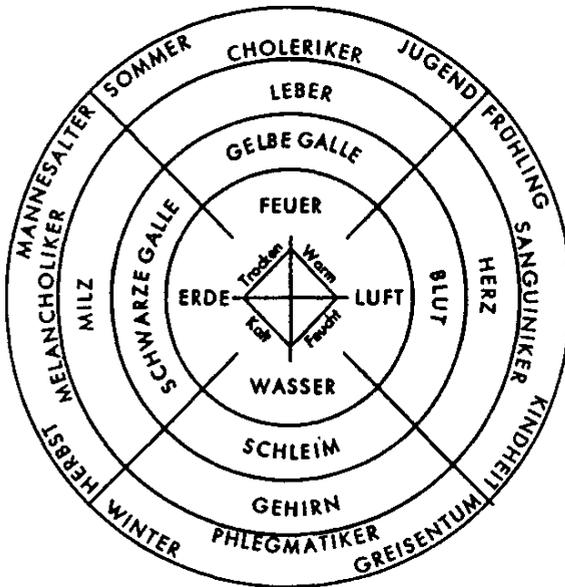


Abb. 1: Die körpereigenen Säfte sind wie die vier Elemente mit je zwei Qualitäten versehen und werden den vier wichtigsten Organen zugeordnet. Die ausgewogene Mischung der Körpersäfte (eukrasia) bestimmt den gesunden, die falsche Mischung (dyskrasia) den kranken Zustand.

Die diätetische und medikamentöse Therapie zielt darauf ab, die wohltemperierte Körperverfassung nach dem Grundsatz *contrario contrariis* (Gegensätzliches mit Gegensätzlichem) wieder herzustellen. Gegen eine »trockene« Krankheit (z. B. Lungenentzündung) war somit eine feuchtmachende Diät angezeigt (z. B. Gerstenschrottrank). Eine große Rolle spielten die allgemein-ableitenden Maßnahmen, die zu einer Reinigung der Körpersäfte führen sollten: Brechen, Schwitzen, Abführen und vor allem Aderlaß.

Naturphilosophie¹¹ (Paracelsus)

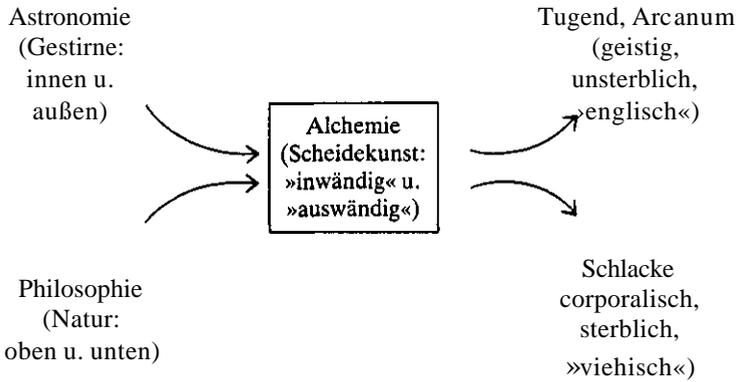


Abb. 2: Die Naturforschung und -bearbeitung im »Lichte der Natur« verläuft *prozeßhaft*, von den äußeren Zeichen zu den verborgenen Geheimnissen. Die daraus gewonnene Erkenntnis der verborgenen Natur ist Voraussetzung für eine wirkungsvolle Therapie. Der »auswändige« Arzt kommt dem »inwändigen« zu Hilfe, knüpft an seinen Heilbestrebungen an und vollendet sie nach dem Vorbilde der Alchemie. Die natürlichen »Tugenden und Kräfte«, die »arcana«, werden durch die ärztliche Kunst auf den Kranken übertragen. Somit ist der therapeutische Leitsatz: *das für die spezifische Krankheit eines Menschen wirksame arcanum aus den natürlichen Dingen herauszuziehen*, eine bestimmte geistige (»himmlische«) Heilkraft freizusetzen.

Paracelsus und die Medizin der Neuzeit

Das Menschenbild des Paracelsus kreist um den Begriff des Mikrokosmos. Der forschende *Blick nach draußen* in den Makrokosmos, das Lesen seiner Zeichen, wird zum *Einblick in den Mikrokosmos*. Die offenbare Natur soll die verborgene, okkulte *Wahrheiten* fördern. Dies setzt voraus, daß das Äußere und das Innere »ein Ding« sind.

Im Laufe der Neuzeit ist die Einheit von Innen und Außen endgültig zerrissen. Die Perspektiven verselbständigen sich, der Einzelorganismus wird immer eindeutiger isoliert. Der Maschinen-Mensch hat kein »inneres Gestirn« mehr. Insofern der Makrokosmos zum toten physikalischen Überbau bzw. Unterbau degeneriert, wird auch der Mikrokosmos zu einem mechanischen Gebilde, das allenfalls noch über ein bestimmtes »Seelenorgan« (z. B. Zirbeldrüse, Hirnhöhle etc.) mit der Welt der geistigen Kräfte verbunden ist. Der »archeus« (als der »inwändige« Arzt bzw. Apotheker) ist kein natürlicher Verbündeter mehr.

Mit dem Mesmerismus Ende des 18. Jahrhunderts blüht noch einmal der Mikrokosmos-Makrokosmos-Gedanke auf, entsteht mit der Mesmerschen Fluidum-Theorie, dem »thierischen Magnetismus«, noch einmal ein Analogon zum Paracelsischen Arcanum-Gedanken. Doch diese kosmologische Begründung des populärsten Heilsystems im aufgeklärten »elektronischen Zeitalter« wird bald wieder zugunsten einer »romantischen« Interpretation des »Somnambulismus« verworfen. Zwar steht auch hierbei die Enträtselung der »Hieroglyphensprache der Natur«¹² auf dem Programm, aber der Zusammenhalt von Innen und Außen, Oben und Unten hat sich in die verschiedenen Wissenschaften endgültig aufgelöst. So ist die romantische Naturphilosophie mit ihrem Einheitsgedanken ein letztes Aufbäumen gegen den Siegeszug der »naturwissenschaftlichen Medizin«, die sich von nun an auf die analytischen Grundlagen der Physik, Chemie und Biologie bezieht.

Im Kontext der *Naturheilbewegung* des 19. Jahrhunderts hat Paracelsus freilich eine Renaissance erlebt, die bis heute unvermindert anhält. Galt er doch gerade den »Naturärzten« als Garant für

eine naturgemäße Heilweise im Sinne der »Erfahrungsheilkunde« - was nur teilweise zutrifft, wie wir heute wissen.¹³ Denn Paracelsus war ja gerade das Gegenteil eines abwartenden Therapeuten, der alleine der Selbstheilungskraft des Organismus vertraut hätte! Der Einsatz von künstlich hergestellten Arzneimitteln steht im Zentrum seiner Heilkunde. Gleichwohl gilt er heute als eine Symbolfigur der »Paramedizin« und wird dort von verschiedenen Heilsystemen in Anspruch genommen. So ist er immer wieder als Vordenker der Homöopathie und der Anthroposophie dargestellt worden. In jüngster Zeit findet er auch Beachtung bei Anhängern der »Geistheilung«, die ihre religiöse (spiritualistische) Weltanschauung durch Paracelsus bestätigt sehen möchten.

In der »Schulmedizin« spielt Paracelsus - abgesehen von peripheren Anspielungen auf bestimmte Bruchstücke aus seinem Werk - keine Rolle mehr. Sein medizinisches Weltbild erscheint im Kern obsolet. Allenfalls in der modernen medizinischen Psychologie, insbesondere der Psychoanalyse, leben gewisse Reminiszenzen an die naturphilosophische Tradition weiter. Dennoch sind die verborgene Natur nicht mit dem »Unbewußten«, die Alchemie nicht mit der psychologischen »Selbstfindung«, die »Gestirne im Menschen« nicht mit dem Solarplexus gleichzusetzen. Auch die übrige moderne Medizin ist mit Paracelsus inkommensurabel. Makrokosmos ist eben nicht »Umwelt«, die himmlischen Einwirkungen sind keine »Risikofaktoren«, der »Placebo-Effekt« (Droge Arzt) ist keine »Tugend«, die Geschäfte der Pharmazie sind keine Vollendung der Natur im Sinne der Alchemie. Wenn heute von »Ganzheitsmedizin« (der Mensch als somato-psycho-soziales Additionswesen) gesprochen wird, so ist damit nicht der »ganze Mensch« im Sinne des Paracelsus gemeint. Diesen radikalen historischen Umbruch, diese »Umwertung aller Werte« (Nietzsche), müssen wir anerkennen, wenn wir Paracelsus ernsthaft lesen wollen. Dann aber wird die Lektüre seiner Texte zu einem Abenteuer.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. W. Pagel: Das medizinische Weltbild des Paracelsus. Seine Zusammenhänge mit Neuplatonismus und Gnosis. Wiesbaden 1962, S. 29f.
- ² Vgl. das »Buch Paragranum« in: Theophrastus Paracelsus Werke, besorgt von W. -E. Peuckert [= Werke], Bd. 1, Darmstadt 1976, S. 495-584.
- ³ Werke, Bd. 3, S. 507.
- ⁴ Vgl. Werke, Bd. 1, S. 530.
- ⁵ Vgl. Werke, Bd. 2, S. 440-495.
- ⁶ Vgl. H. Schott: Natura sanat - die Heilkraft der Natur im Spiegel der Geschichte. In: universitas 42 (1987), S. 459-470.
- ⁷ Vgl. Werke, Bd. 2, S. 474.
- ⁸ Vgl. Werke, Bd. 1, S. 575.
- ⁹ Vgl. F. Kudlien: Keuschheit und Heilkraft. In: Clio Medica 19 (1984) S. 94-110.
- ¹⁰ Das Schema wurde entnommen aus E. Seidler: Geschichte der Pflege des kranken Menschen. 4. Aufl. Stuttgart 1977, S. 41. Vgl. hierzu auch K. E. Rothschuh: Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart 1978.
- ¹¹ Schema des Autors..
- ¹² Vgl. G. H. Schubert: Die Symbolik des Traumes (1814). Heidelberg 1968.
- ¹³ Vgl. K. E. Rothschuh: Naturheilbewegung - Reformbewegung - Alternativbewegung. Stuttgart 1983, S. 50.